Reiseziel: TODESZONE

Mit dem U-Boot zur „Titanic", im Eiltempo auf den Everest, per Rakete ins Weltall: Immer mehr wohlhabende Männer lassen sich für sehr viel Geld an sehr gefährliche Orte bringen. Nicht immer geht das gut. Eine Expedition in die Welt des Extrem-Tourismus

text **ALEXANDER NEUMANN-DELBARRE**

FOTOS: IMAGO IMAGES, FURTENBACH ADVENTURES

UNTERWEGS IM GRENZBEREICH
Das Mini-U-Boot „Titan“ (l.) brachte Touristen zum Wrack der „Titanic“ – bis es im Juni 2023 bei einer Tauchfahrt mit fünf Menschen an Bord implodierte. Auch am Mount Everest (r.) starben im vergangenen Jahr Menschen. Das Geschäft mit den Gipfelaufstiegen boomt dennoch, sagt Expeditionsveranstalter Lukas Furtenbach, der hier auf dem höchsten Berg der Welt steht

A

Auf dem Weg nach unten hören sie noch Céline Dion. „My Heart Will Go On“, der Song aus dem „Titanic“-Film, tönt aus einer kleinen Bluetooth-Box, während Arthur Loibl und die vier anderen Männer an Bord des winzigen U-Boots hinabsinken zum Grund des Atlantiks. Es ist so eng, dass sie sich kaum rühren können. Durch das Bullauge sehen sie nichts als Finsternis. Damit sie Strom sparen, erhellen nur ein paar Leuchtstäbe das Innere des Bootes. Aber die Stimmung ist gut.

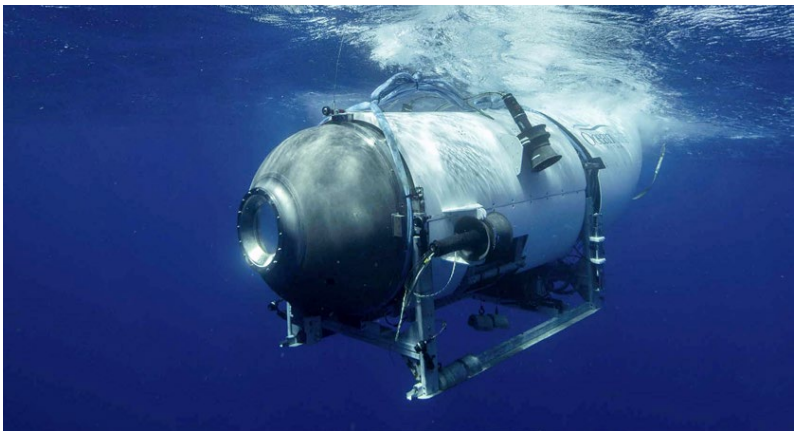
Vier Jahre lang hat Loibl auf diesen Tauchgang gewartet, 100.000 Dollar dafür gezahlt. Die vergangenen drei Tage saß er 700 Kilometer vor der Küste Neufundlands auf einem Schiff und hoffte auf besseres Wetter. Als sich die Wellen legten und der Tauchgang möglich schien, gab es Probleme mit den Batterien des U-Boots. Als die gelöst waren, machten ein paar Stabilisierungsrohre Ärger. Nun ist er endlich unterwegs. Hinab zum Wrack der „Titanic“.

Zweieinhalb Stunden dauert das Abtauchen. Dann spüren Loibl, Kapitän Stockton Rush, „Titanic“-Experte Paul-Henry Nargeolet und die zwei anderen Männer an Bord einen leichten Ruck. Sie haben den Grund des Atlantiks erreicht, sind nun auf 3800 Meter Tiefe. Im Scheinwerferlicht des U-Boots sieht Loibl aufgewirbelten Sand, einige aufgeschreckte Garnelen. 200 Meter sind es zum Wrack. Langsam trägt sie die Strömung hinüber. Dann liegt er plötzlich vor ihnen, der Bug der „Titanic“.

Drei Stunden verbringen die Männer am Wrack. Schweben an den Kajüten entlang, am Deck, am Lenkstand. Als sie nach insgesamt acht Stunden unter Wasser wieder die Oberfläche erreichen und aus dem Boot klettern, weiß Arthur Loibl: Er gehört nun zu den wenigen Menschen, die das berühmteste Wrack der Welt mit eigenen Augen gesehen haben.

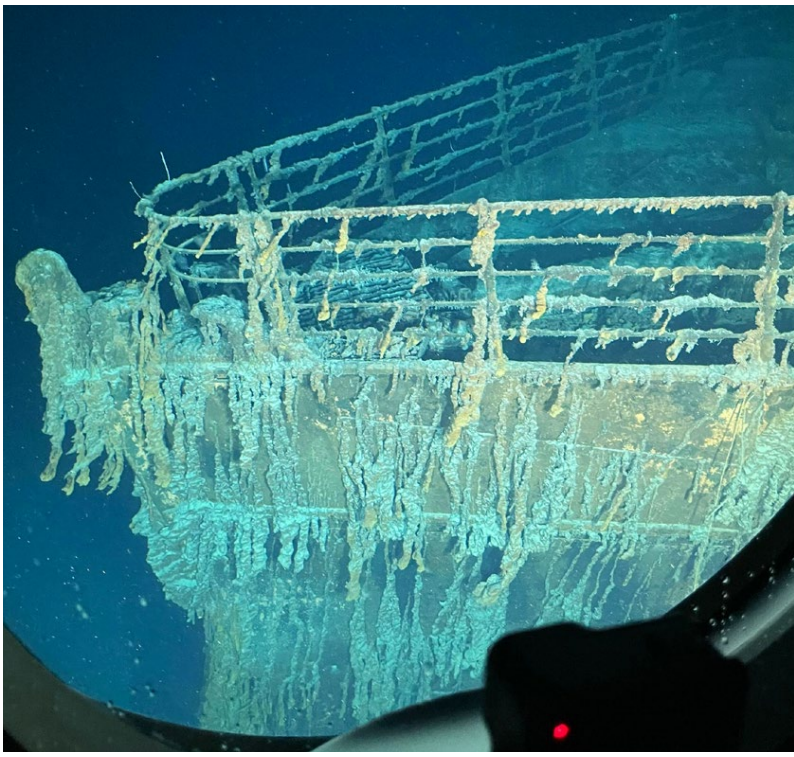
Was er nicht weiß: Auch das U-Boot, aus dem er gerade gestiegen ist, wird bald weltberühmt sein.

Zwei Jahre nach seiner Reise zur „Titanic“ sitzt Loibl, 60, Jeans, Pullover, Dreitagebart, in seiner Villa im niederbayerischen Straubing und senkt den Blick, als er über Stockton Rush und Paul-Henry Nargeolet spricht. Der Mann, der das Tauchboot lenkte, und der „Titanic“-



RISIKOFREUDIGER UNTERNEHMER

Der Deutsche Arthur Loibl (rechts im Bild) tauchte 2021 an Bord der „Titan“ zum Wrack der „Titanic“ (unten). Die wenigen Quadratmeter Platz in dem Mini-U-Boot teilte er sich unter anderem mit Kapitän Stockton Rush (Mitte) und „Titanic“-Experte Paul-Henry Nargeolet. Beide verloren zwei Jahre später bei der Implosion der „Titan“ ihr Leben. Für Loibl war der „Titanic“-Tauchgang nicht die erste extreme Reise seines Lebens: Er war auch schon an Süd- und Nordpol und drehte an Bord eines MiG-Kampfjets ein paar Runden über Russland



„Mir liefen Tränen über die Wangen, als ich vom Untergang der ‚Titan' hörte"

Extrem-Tourist Arthur Loibl

Experte, der ihn begleitete, sind tot. Das Tauchboot, mit dem sie unterwegs waren, die „Titan", existiert nicht mehr.

Am 18. Juni 2023 war es wieder unterwegs zur „Titanic". Knapp zwei Stunden lang hielt es wie üblich Kontakt zum Mutterschiff – dann brach der plötzlich ab. Die kanadische Küstenwache startete eine große Suchaktion, die Nachricht vom verschwundenen U-Boot ging um die Welt. Schnell wurde bekannt, dass sich neben Rush und Nargeolet ein britischer Milliardär sowie ein pakistanisch-britischer Geschäftsmann und dessen Sohn an Bord befanden. Und dass sie vermutlich Sauerstoff für rund 96 Stunden hätten. Die Nachrichtensender zählten sie runter wie einen Countdown. Reporter flogen für Live-Schalten nach Neufundland, Experten schätzten die Lage ein, Arthur Loibl verfolgte alles.

„Ich vermutete, dass sie wieder ein Batterieproblem haben und da unten ohne Strom abtreiben", sagt er. Doch er lag falsch. Vier Tage nach dem Verschwinden der „Titan" fand ein Tauchroboter Trümmerteile auf dem Meeresboden. Die „Titan" war offenbar implodiert.

„Ich saß vor dem Fernseher, und mir liefen Tränen über die Wangen, als ich davon hörte", sagt Loibl. Die Nachricht vom Untergang des U-Boots, vom Tod seiner Insassen hinterließ ihn aufgewühlt, erschüttert, trauernd. Und schließlich auch mit einer außergewöhnlichen Frage: Trete ich den geplanten Weltraumflug, für den ich bereits ein Ticket habe, nach diesem Ereignis wirklich noch an?

Der Untergang der „Titan" sorgte nicht nur weltweit für Gesprächsstoff und Kopfschütteln über die vermeintlich mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen an Bord. Er warf auch ein Schlaglicht auf einen Trend, der immer mehr Fahrt aufzunehmen scheint: Extrem reiche Menschen geben extrem viel Geld aus, um extreme Dinge zu erleben – und dabei bisweilen ihr Leben zu riskieren. Die Millionäre und Milliardäre des Planeten haben offenbar ihre Abenteuerlust entdeckt.

Rund 282 Milliarden Euro werden weltweit jährlich im Abenteuer-Tourismus umgesetzt. Tendenz steigend. Der Extrem-Tourismus reicher Männer ist nur eine Nische in diesem Segment. Aber eine, die stark wächst und angesichts der Preise, die in dem Bereich aufgerufen werden, einen erheblichen Beitrag zum Gesamtumsatz leisten dürfte. Ein Auszug aus dem aktuellen Angebot einiger Luxusreiseveranstalter: 6-Tage-Trip zum Südpol: 65.000 Dollar (inklusive „Certificate of Achievement"). Auf den Everest-Gipfel in drei Wochen: 100.000 Euro (inklusive vorheriger Akklimatisierung im heimischen Schlafzimmer). Weltall-Flug mit Virgin Galactic: 450.000 Dollar (inklusive Vollpension).

FOTOS: IMAGO IMAGES, PRIVAT (3)

Wer sind die Menschen, die diese Reisen unternehmen? Was treibt sie an? Und welche Konsequenzen hat es, wenn erfolgsverwöhnte Businessleute plötzlich den Reinhold Messner in sich entdecken?

Arthur Loibl hat sein Vermögen mit Förderanlagen gemacht. Als junger Mann stieg er ins Unternehmen seines Vaters ein, erst als Lehrling, dann übernahm er es. Aus einer Firma mit 20 Mitarbeitern und einer Million Euro Jahresumsatz machte er eine mit 135 Mitarbeitern und einem Umsatz im mittleren zweistelligen Millionenbereich. „Das war nur Arbeit, Arbeit, Arbeit“, sagt er. „Einmal im Jahr flog ich für acht Tage auf die Malediven, dann ging der Arbeitskampf weiter.“ 2011 verkaufte er das Unternehmen, 2013 zog er sich komplett daraus zurück.

In seiner Villa erinnert heute wenig an diese Zeit. Was dominiert, sind Erinnerungsstücke aus dem Leben, das danach begann. In einer Vitrine ist eine Gitarre von Queen-Legende Brian May zu sehen, daneben eine von einem Mötley-Crüe-Mitglied. Die habe es bei einem Konzertreise-Package dazugegeben, erklärt er. Die Toilette hat er ganz seiner „Titanic“-Reise gewidmet. Ein Wrack-Foto zieht sich über eine ganze Wand, der Spiegel über dem Waschbecken ist eingefasst in ein rostfarbenes Bullauge.

„Abenteuerlustig war ich schon immer“, sagt Loibl. „20 Jahre lang wurde das durch den Beruf eingebremst. Dann ging es richtig los. Und in das Extreme bin ich schließlich so reingewachsen.“

Zu seinem 50. Geburtstag druckt er das Foto einer MiG auf die Einladungskarten und schreibt dazu: „I don’t want to buy it, I just want to fly it.“ 10.000 Euro legen die Partygäste für ihn zusammen, die restlichen 10.000 legt er selbst drauf und bucht einen MiG-Flug im russischen Nischni Nowgorod. Kurz bevor er stattfinden soll, kommt eine E-Mail: technische Probleme, der Flug verschiebe sich, schreiben die Russen. Kein Problem, denkt Loibl, ich habe ja Zeit. Doch ein paar Wochen später muss er feststellen, wie begrenzt diese womöglich ist. Ärzte diagnostizieren einen Gehirntumor bei ihm. Er muss sofort operiert werden. Danach sagt ein Arzt zu ihm: „Wenn Sie sich mit diesem Tumor den G-Kräften in einer MiG ausgesetzt hätten, wären Sie nicht mehr lebend ausgestiegen.“

„Das war nicht das einzige gesundheitliche Problem in meinem Leben“, sagt Loibl. „Es kamen weitere dazu. Und dir wird dann natürlich klar: Du musst *jetzt* leben.“ Und das tut er.

Den MiG-Flug holt er nach („Ich durfte sogar selbst steuern – mit 1800 km/h auf 20.000 Meter Höhe“), 2016 reist er an den Südpol, 2017 an den Nordpol, im selben Jahr meldet er sich für den „Titanic“-Trip an.

FOTOS: FURTENBACH ADVENTURES (3), OBS NEWS AKTUELL/PRO 7 MAXX

EVEREST FÜR EILIGE

Für rund 100.000 Euro bringt der Österreicher Lukas Furtenbach (l.) seine Kunden maximal komfortabel und zeitsparend auf den Gipfel des höchsten Berges der Welt (r.). Im Basecamp stehen beheizte Schlaf- und Loungezelte für sie bereit (oben), die Akklimatisierung absolvieren sie großteils schon zu Hause in speziellen „Hypoxiezelten“ (unten l.). Bisweilen packt Furtenbach selbst die Skepsis angesichts der Entwicklung am Everest – aber das Geschäft mit den reichen Extrem-Touristen dort boomt

Was ihn an den Extrem-Trips so reizt? „Es geht mir einfach um das Erleben. Ich will damit niemanden beeindrucken, ich tue das für mich. Ich hatte meine beruflichen Erfolge – jetzt kann ich meine Abenteuer erleben. Und der Weltall-Flug zum Beispiel stand schon lange auf meiner Liste. Ich wusste, wenn das mal möglich ist, gebe ich dafür auch die Hälfte meines Vermögens aus. Die Kugel von oben zu sehen, das war immer ein Traum von mir."

So verrückt es klingen mag, dass sich reiche Männer heute für viel Geld an Orte bringen lassen, die lange Zeit nur einigen wenigen, äußerst risikofreudigen und extrem gut vorbereiteten Auserwählten vorbehalten waren – neu ist das Prinzip nicht. Schon im 19. Jahrhundert ließen sich britische Adlige von lokalen Bergführern auf die höchsten Gipfel der Alpen führen. In den frühen 1980er-Jahren begann dann die Phase der kommerziellen Besteigungen des höchsten Gipfels überhaupt. Von der Erstbesteigung des Everest im Jahr 1953 bis zum Ende der 1970er-Jahre schafften es 99 Menschen auf den Gipfel, 1985 waren es bereits doppelt so viele.

Ebenfalls zu Beginn der 80er-Jahre kam ein texanischer Unternehmer namens Dick Bass, der sich zuvor weit mehr mit Ölgeschäften als mit Bergtouren beschäftigt hatte, im Alter von etwa 50 Jahren auf die Idee, die sieben höchsten Gipfel der sieben Kontinente zu besteigen. Er setzte sie um. 1985 stand Bass auf dem Everest, hatte damit als erster Mensch die „Seven Summits" bestiegen und die Figur des erfolgreichen Unternehmers, der spät im Leben auf Abenteuertour geht, erheblich popularisiert. Heute erreichen pro Jahr etwa 600 Menschen den Everest-Gipfel. Nicht wenige davon haben wohl mehr Unternehmensgründungen hinter sich als nennenswerte Gipfelerfolge. Und auch an anderen extremen Orten tauchen die Erben von Dick Bass heute immer öfter auf: in U-Booten im Marianengraben, in Astronautenanzügen auf der Internationalen Raumstation ISS, in Kampfflugzeugen über Russland.

Warum der Extrem-Tourismus der Schwerreichen so zunimmt? „Das hat zunächst mit den Rahmenbedingungen zu tun", sagt Pascal Mandelartz, Professor für Tourismuswirtschaft an der Internationalen Hochschule (IU) in Düsseldorf. „Es gibt heute die technischen Möglichkeiten, solche Reisen zu unternehmen. Es gibt gleichzeitig immer mehr Menschen, die sie sich leisten können, die Zahl der Superreichen zum Beispiel wächst seit Jahren. Und es gibt heute die sozialen Medien, in denen man der Welt von seinen Reisen erzählen und sich von den Abenteuern anderer inspirieren lassen kann."

„So ein Abenteuer bestanden zu haben ist eine Auszeichnung. Etwas, wofür man sich Bewunderung erhofft"

Expeditionsveranstalter Lukas Furtenbach

Privilegierte Männer auf einem Ego-Trip an die Ränder der Welt – passt so etwas noch in die Zeit?

Hinzu komme die psychologische Komponente: „Es geht bei diesen Trips natürlich auch um Status, ums Imponieren. Auffällig ist: Extrem-Touristen sind meist älter als der durchschnittliche Abenteuertourist. Das sind Leute, die im Leben schon viel erreicht haben und jetzt eine neue Herausforderung suchen. Sie haben diesen Drive, diese Risikobereitschaft, die man ja auch als Unternehmer braucht, und suchen jetzt noch einmal nach einer Next-Level-Erfahrung."

Ein Mann, der diese grob umrissene Klientel auch im Detail gut kennt, ist Lukas Furtenbach. Der Tiroler, 45, drahtige Figur, North-Face-Pullover, sitzt an einem Mittwochmorgen im Restaurant des Hotels „Grauer Bär" in Innsbruck und wirkt überraschend sanftmütig für jemanden, dessen Firma in der umkämpften Welt des Everest-Geschäfts einen Spitzenplatz einnimmt. Furtenbach Adventures heißt sein auf luxuriöse Berg-Expeditionen spezialisiertes Unternehmen. Als er es 2014 gründete, machte er damit 100.000 Euro Umsatz, heute liegt er bei fünf Millionen. Furtenbachs Spezialität: Sein Team bringt Menschen in drei Wochen auf den Everest – statt der sonst üblichen zehn.

Furtenbachs Kunden absolvieren die Akklimatisierung nicht erst am Berg, sondern schon vorher im eigenen Bett. „Sie schlafen etwa sieben Wochen lang in einem speziellen Zelt", sagt er. „Ein Hypoxiegenerator, so ein kleiner brummender Kasten, schafft darin eine sauerstoffarme Umgebung. Das ist die einfachste Variante. Wir hatten aber auch schon einen Kunden, der sich sein ganzes Büro in ein Hypoxiebüro umbauen ließ. Geht auch, war aber teuer."

Rund 100.000 Euro kostet die „Everest-Flash"-Tour, die Furtenbach anbietet. Inklusive Hypoxie-Akklimatisierung, persönlichem Trainingsplan, Helikopterflug zum Basecamp, wo ein beheiztes Loungezelt, eine italienische Espressomaschine und frische Croissants warten sowie jede Menge Sauerstoffflaschen, die auf dem Weg zum Gipfel für die Expeditionsteilnehmer deponiert werden.

„Die meisten unserer Kunden sind heute Unternehmensinhaber oder Investmentbanker", sagt Furtenbach. Fast alle seien männlich, extrem leistungsorientiert, erfolgsverwöhnt. Und noch etwas eine viele: „Sie ziehen nach dem Everest weiter. Vielleicht bleiben sie ein paar Jahre beim Bergsteigen, machen die Seven Summits, dazu dann die zwei Pole, um den sogenannten Explorers Grand Slam zu vervollständigen. Dann widmen sie sich dem nächsten Ziel: wenn sie gerne segeln, der Atlantiküberquerung, wenn sie gerne jagen, den Big Five, wenn sie gerne Auto fahren, bestimmten Amateur-Rennen. Es ist, als sammelten sie die Trophäen, die es in jedem ihrer Interessensgebiete zu holen gibt."

FOTOS: AXIOM SPACE, DIRK BRUNIECKI FÜR PLAYBOY, IMAGE PROFESSIONALS/SCIENCE PHOTO LIBRARY/HENCOUP ENTERPRISES, GETTY IMAGES

LUXUS-ABENTEUER
Lust auf Gletscher-Sightseeing in der Antarktis (l. oben)? Oder gleich auf ein paar Nächte dort im spacigen „Whichaway Camp“ samt Cocktails und Gourmetmenü (l. unten)? Betuchte Reisende können heute – teils sehr komfortabel – die abgelegensten Orte des Planeten besuchen. Oder ihn gleich ganz hinter sich lassen. So wie (v. l.) Mark Pathy, Larry Connor und Eytan Stibbe, die im Frühjahr 2022 in Begleitung des früheren Astronauten Michael López-Alegría zur Internationalen Raumstation ISS reisten. Kostenpunkt: angeblich 50 Millionen Euro pro Person

Furtenbach hat viel darüber nachgedacht, was seine Kunden antreibt, schließlich möchte er sie ja verstehen. Einige Erkenntnisse, die er gewonnen hat, sind: Erstens, all die Dinge, die diese Männer erleben wollen, umgibt ein gewisser Nimbus. Jeder kennt die Geschichten darüber. Sie gelten als Abenteuer der Menschheit. Zweitens: Damit diese Erlebnisse weiterhin als echte Abenteuer gelten, müssen sie ein gewisses Restrisiko beinhalten, ein bisschen gefährlich sein. „Darum“, sagt Furtenbach, „führen Unglücke am Everest paradoxerweise immer wieder dazu, dass die Nachfrage nach Expeditionen steigt. Das Restrisiko macht den Reiz aus. Wir versuchen natürlich, es zu minimieren, und hatten auch noch nie einen tödlichen Unfall. Aber wäre alles zu 100 Prozent sicher, wäre es nicht mehr so attraktiv.“

Und damit kommen wir, drittens, zum „Kern des Ganzen“, wie Furtenbach sagt: „Warum tut jemand etwas, bei dem er sterben kann? Ich glaube, dass das Ego dabei eine ganz große Rolle spielt. So ein Abenteuer bestanden zu haben ist eine Auszeichnung. Etwas, wofür man sich in seinem wie auch immer gearteten Umfeld Anerkennung oder Bewunderung erhofft.“

Manchmal blicke er schon skeptisch auf das, was am Everest geschehe, sagt Furtenbach. Aber wer könne sich anmaßen zu entscheiden, wer auf den Everest darf und wer nicht? Für die Zukunft erwartet er einen weiteren Anstieg der Nachfrage. So wie ihn Professor Mandelartz auch für den Extrem- und den Abenteuer-Tourismus vorhersagt: „Experten erwarten weitere Boomphasen.“

Passt das alles in die Zeit? Ein Haufen privilegierter Männer, die Erlebnisse zum neuen Statussymbol erhoben haben und jetzt auf einem Egotrip unterwegs sind an die Ränder der Welt – wirkt das in Zeiten des Klimawandels nicht so unpassend wie eine Champagnerdusche auf einer Beerdigung? Kann man so sehen. Der Ressourcenverbrauch eines Privatjet-Ausflugs in die Antarktis dürfte dem manch afrikanischer Großfamilie in einem ganzen Jahr ähneln. Und mit den 50 Millionen Dollar, die Eytan Stibbe, Larry Connor und Mark Pathy jeweils bezahlt haben sollen, um 2022 eine Woche auf der ISS zu verbringen, hätte sich viel Gutes tun lassen. Noch dazu nervten die drei dort offenbar. Sie hätten „Chaos“ angerichtet, schreibt der deutsche Astronaut Matthias Maurer in seinem Buch „Cosmic Kiss. Sechs Monate auf der ISS“ über den Besuch der drei Gäste. All die Live-Schalten zur Erde, all die Fotos für Social-Media-Kanäle: Maurer fühlte sich nach eigenen Worten, „als sei eine Horde Wilder in mein Haus eingezogen“.

Allerdings haben manche Arten des Extrem-Tourismus auch positive Nebeneffekte. Weltraumtouristen sind mittlerweile eine wichtige Einnahmequelle für Raumfahrtbehörden wie die NASA geworden, die mit den Millionen wiederum Forschung und technologischen Fortschritt vorantreibt. Zudem finanzieren die Superreichen in vielen Fällen Reisen, bei denen auch Wissenschaftler dabei sind, sei es im Marianengraben oder in der Antarktis. Für Tourismus-Professor Mandelartz können Extrem-Touristen darüber hinaus eine wichtige Botschafterrolle einnehmen: „Die Fotos und Berichte von ihren Reisen vermitteln oft das Bild eines fragilen Planeten, ob sie nun zu abgelegenen Riffen tauchen oder an die schmelzenden Pole reisen. Die Öffentlichkeit würde sich weniger damit auseinandersetzen, wenn das nicht auf diese Weise in unser Bewusstsein gehoben würde.“

Zurück in Straubing, muss Arthur Loibl nicht lange nachdenken, als es um die Kritik am Extrem-Tourismus der Superreichen geht. Wäre es nicht sinnvoller, lautet die Frage, all die Ressourcen dafür, nun ja, vernünftiger zu verwenden? Seine Antwort: „Da gebe ich Ihnen vollkommen recht. Aber ich habe nur ein Leben, und das ist sowieso viel zu kurz.“ Den Weltraumflug, von dem er schon so lange träumt, er wird ihn machen.

IMMER WEITER
Einen Spiegel im „Titanic“-Look hat Loibl zu Hause als Erinnerung an seine Tiefsee-Reise installiert. Der nächste große Trip soll ihn in die entgegengesetzte Richtung führen